

Leseprobe aus Nowacki et al., Professionelle Bindungs- und
Beziehungsgestaltung, ISBN 978-3-7799-7266-2
© 2023 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7266-2](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7266-2)

Inhalt

Einleitung <i>Katja Nowacki, Silke Birgitta Gahleitner, Yonca Izat, Martin Schröder</i>	7
Interdisziplinäre und interprofessionelle Grundlagen, Diagnostik und Intervention der Bindungstheorie in ausgewählten psychosozialen Handlungsfeldern <i>Martin Schröder Yonca Izat, Silke Birgitta Gahleitner, Matthias Berg, Thomas Köhler-Saretzki, Katja Nowacki</i>	10
Neuroplastizität und soziale Bindungen <i>Isabella Sarto-Jackson</i>	37
Bindungs- und Milieuarbeit in der Sozialen Arbeit mit Gewaltbetroffenen <i>David Cornel, Silke Birgitta Gahleitner, Barbara Pammer</i>	49
Zum Zusammenhang von Bindung und psychischer Gesundheit in der stationären Kinder- und Jugendhilfe und Kinder- und Jugendpsychiatrie im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung <i>Martin Schröder, Katja Nowacki</i>	59
Vom Nutzen der Bindungstheorie in der stationären kinder- und jugendpsychiatrischen Behandlung <i>Yonca Izat</i>	74
Bindung in der Familienberatung: Empirische Befunde und praktische Methoden <i>Thomas Köhler-Saretzki, Mathias Berg</i>	84
Beziehungs- und Bindungsarbeit mit jungen Müttern bzw. Eltern im Tätigkeitsfeld von Familienhebammen <i>Jennifer Jaque-Rodney</i>	98
Bindungsbezogene professionelle Begegnung in der Kindertageseinrichtung <i>Klaus Fröhlich-Gildhoff</i>	113
Bindungsdiagnostik und Intervention für psychosoziale Arbeitsfelder <i>Manuela Gander, Anna Buchheim</i>	125
Autor*innenverzeichnis	139

Einleitung

Katja Nowacki, Silke Birgitta Gahleitner, Yonca Izat,
Martin Schröder

Die Bedeutsamkeit von Beziehungs- und Bindungserfahrungen in der Kindheit und die Auswirkungen auf die psychische und soziale Entwicklung im weiteren Lebensverlauf sind durch die theoretischen und empirischen Erkenntnisse der Bindungstheorie und -forschung umfangreich herausgestellt worden. Damit sind Fachkräfte in psychosozialen Arbeitsfeldern gefordert, Bindungserfahrungen der Menschen, mit denen sie arbeiten, zu verstehen, aber auch ihre eigenen Vorstellungen von Beziehungen zu reflektieren. Darauf aufbauend können sie Beziehungen auch im professionellen Kontext gestalten und feinfühligem Umgang z. B. zwischen Kindern und ihren Bezugspersonen unterstützen. Dadurch kann die individuelle Entwicklung der Kinder, aber auch von Jugendlichen und Erwachsenen gefördert und ihre soziale Einbettung gestärkt werden.

Der vorliegende Sammelband ist ein Beitrag der Arbeitsgemeinschaft „Interdisziplinäre Bindungsforschung im Dialog mit psychosozialer Praxis“, die sich zum Ziel gesetzt hat, Theoriekonstrukte und Forschungsbefunde aus dem bindungs- und beziehungstheoretischen Bereich in Zusammenarbeit mit der Praxis aufzubereiten und zu verbreiten. Bereits in der Sonderausgabe der Zeitschrift *Soziale Arbeit* zu Bindungs- und Beziehungsphänomenen in der Sozialen Arbeit (DZI, 2020) wurden dazu Anwendungen bindungstheoretischer und empirischer Erkenntnisse für unterschiedliche soziale Handlungsfelder dargestellt. Im vorliegenden Sammelband, der im Wesentlichen Beiträge einer von den Vivantes Kliniken, Berlin im Juni 2021 ausgerichteten Tagung wiedergibt, wird versucht, substanzielle Erkenntnisse aus der Bindungsforschung und -theorie aus interdisziplinärer Sicht für soziale, pädagogische, psychologische und medizinische Berufe herauszuarbeiten.

In einem umfangreichen Überblickskapitel von Martin Schröder, Yonca Izat, Silke Birgitta Gahleitner, Matthias Berg, Thomas Köhler-Saretzki und Katja Nowacki werden Grundlagen, Diagnostik und Interventionen bindungs- und beziehungsorientierter Konzepte dargestellt. Der Beitrag ist als Hinführung zum Thema aus unterschiedlichen Disziplinen gedacht und soll grundlegende Fragen der Bindungstheorie und -forschung behandeln, wesentliche Diagnostikelemente vorstellen und einen Überblick über den Einsatz in ausgewählten psychosozialen Handlungsfeldern geben.

Isabella Sarto-Jackson stellt in ihrem Beitrag „Neuroplastizität und soziale Bindungen“ heraus, dass Stressreaktionen besonders dann toxisch sind, wenn sie

während der Gehirnentwicklung nicht durch sichere soziale Bindung abgepuffert werden. Dies kann langfristig Defizite in der kognitiven Entwicklung, der emotionalen Regulation und der exekutiven Gehirnfunktionen verursachen und es gibt Hinweise darauf, dass dies durch nicht-genetische Vererbungsprozesse an nachfolgende Generationen weitergegeben werden kann.

In dem Beitrag „Bindungs- und Milieuarbeit in der Sozialen Arbeit mit Gewaltbetroffenen“ geben David Cornel, Silke Birgitta Gahleitner und Barbara Pammer einen Einblick in die bindungsorientierte Arbeit mit Betroffenen aus Gewaltverhältnissen, bei denen immer wieder die Gefahr besteht, dass statt Aufarbeitung der traumatischen Beziehungskonstellationen Wiederholungen erlebt werden, die zu Retraumatisierungen führen. Sie betonen, dass bei einer fachkompetenten und unterstützenden Arbeit mit den Betroffenen deren Überlebenskraft und -kreativität dagegen äußerst konstruktive Kräfte entfalten kann.

Martin Schröder und Katja Nowacki stellen in ihrem Beitrag epidemiologische Ergebnisse zur Prävalenz, dem Zusammenhang von Bindungs- und Bindungsstörungsmustern und Psychopathologie von Kindern in der stationären Kinder- und Jugendhilfe (Heimerziehung und Pflegekinderhilfe) im Vergleich zu Kindern aus der Kinder- und Jugendpsychiatrie und der Allgemeinbevölkerung vor. Darüber hinaus diskutieren sie Implikationen für die Praxis.

Der Beitrag von Yonca Izat soll den Nutzen der Anwendung von Kenntnissen in der Bindungstheorie im klinischen kinderpsychiatrischen Setting beleuchten. Es wird beschrieben, wie Verhaltensbeobachtungen des Kindes in Stresssituationen und die Zusammenführung dieser Beobachtungen in Fallbesprechungen einen wesentlichen Beitrag zum Fallverständnis leisten können. Im Folgenden ermöglicht dieses Verständnis ein „bedürfnisorientiertes Reagieren“ der Milieutherapeut:innen (Pflege- und Erziehungsdienst) und anderer Teammitglieder, was wiederum die Basis für korrigierende Beziehungserfahrungen schafft.

Thomas Köhler-Saretzki und Mathias Berg liefern in ihrem Beitrag einen Überblick, welche Interventionen für die Förderung einer sicheren Eltern-Kind-Bindung im Rahmen der Arbeit in der Familienberatung empfehlenswert sind, und versuchen einzuordnen, wie die Ergebnisse aus den wissenschaftlichen Untersuchungen dabei unterstützen können. Weiterhin beleuchten sie die Frage, wie das Wissen und die Kompetenzen professioneller Beziehungsgestaltung und der Einsatz bindungsfördernder Methoden zwischen Eltern und Kindern den Studierenden wie auch Fachkräften vermittelt werden können.

In ihrem Beitrag zu Beziehungs- und Bindungsarbeit mit jungen Müttern bzw. Eltern im Arbeitsfeld von Familienhebammen hebt Jennifer Jaque-Rodney die einzigartige Bindung zwischen dem Säugling/Kleinkind und seinen Eltern hervor. In ihrem Beitrag wird anhand praktischer Fallbeispiele herausgestellt, wie die Familienhebamme die Entwicklung der Beziehung und Bindung zwischen Eltern und Kind unterstützen kann.

Klaus Fröhlich-Gildhoff beschäftigt sich in seinem Beitrag mit den Einrichtungen der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung, wo Kinder mit Bindungsunsicherheit früh auf pädagogische Fachkräfte treffen, die prinzipiell die Chance haben, den Kindern Begegnungsangebote zu machen, die zu neuen, sicheren Interaktionserfahrungen und dann entsprechenden Bindungsrepräsentationen führen können. Er stellt das empirisch gut abgesicherte Beobachtungsverfahren zur „Einschätzung der Bindungssicherheit in Kitas (EiBiS)“ und Möglichkeiten der darauf aufbauenden reflektierten Beziehungsgestaltung im pädagogischen Alltag vor.

Abschließend gehen Manuela Gander und Anna Buchheim auf die Bindungsdiagnostik und Intervention für psychosoziale Arbeitsfelder ein. Sie heben die Bedeutsamkeit des inneren Arbeitsmodells von Bindung hervor, das sich aus den täglichen Interaktionen vor allem im Kindesalter mit wichtigen Bindungsfiguren herausbildet. Dazu stellen sie Erhebungsmethoden vor, betonen die Bedeutsamkeit in der Arbeit mit psychisch Erkrankten und gehen auf Interventionsansätze vor allem im Jugendbereich ein.

Insgesamt wird deutlich, dass bindungs- und beziehungsorientierte Arbeit in unterschiedlichen psychosozialen Handlungsfeldern einerseits bedeutsam ist und dass die wissenschaftlichen Erkenntnisse mit den Praxiserfahrungen andererseits immer wieder abgeglichen werden müssen. Dieser notwendige interdisziplinäre Theorie-Praxis-Transfer zur Weiterentwicklung der Bindungstheorie ist als Prozess aktiv zu gestalten und wird auf der nächsten Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Interdisziplinäre Bindungsforschung im Dialog mit psychosozialer Praxis“, im Oktober 2023 an der Katholischen Hochschule Köln zu dem Schwerpunktthema bindungsorientierte Familienberatung fortgesetzt.

Arbeitsgemeinschaft: Interdisziplinäre Bindungsforschung im Dialog mit psychosozialer Praxis (AGB)

Prof. Dr. Mathias Berg, Katholische Hochschule NRW

Prof. Dr. Heinz Cornel, ASH Berlin

David Cornel, ASH Berlin

Prof. Dr. Silke Birgitta Gahleitner, ASH Berlin

Dr. Yonca Izat, Vivantes Berlin

Prof. Dr. Katja Nowacki, FH Dortmund

Dr. Thomas Köhler-Saretzki, Caritas Köln

Dr. Martin Schröder, UPKKJ Basel

Literatur

DZI (2020). Bindungs- und Beziehungsphänomene in der Sozialen Arbeit. *Soziale Arbeit*, 9/10(69).

Interdisziplinäre und interprofessionelle Grundlagen, Diagnostik und Intervention der Bindungstheorie in ausgewählten psychosozialen Handlungsfeldern

Martin Schröder Yonca Izat, Silke Birgitta Gahleitner, Matthias Berg, Thomas Köhler-Saretzki, Katja Nowacki

1. Interdisziplinäre und interprofessionelle Ausrichtung der Bindungstheorie

Menschen zeigen unterschiedliche Verhaltensweisen in Beziehungen, die auf zum Teil unbewussten Bindungsrepräsentationen beruhen und die Einfluss auf die zwischenmenschliche Beziehungsgestaltung sowie den Umgang mit Problemen und damit auf den gesamten weiteren Lebensweg haben. Die in der Evolutionsbiologie und Entwicklungspsychologie etablierte Bindungstheorie bietet neben dem Verständnis der ontogenetischen Entwicklung des Menschen wichtige Grundlagen für die Beziehungsarbeit in den psychosozialen Hilfen.

Da die Beziehungsgestaltung die Qualität einer Hilfe maßgeblich beeinflusst (Blaha et al., 2013; Colla, 1999; Knorth et al., 2010; Lambert, 1992) und in den psychosozialen Hilfen sehr oft mit Kindern aus kompliziert verketteten Familien- und Bindungskonstellationen gearbeitet wird, ist die bisherige empirische Studienlage zur Bindung als unzureichend und somit als Forschungsdesiderat auszuweisen. Dieser Missstand wird in seiner Reichweite besonders dahingehend deutlich, dass die frühen Bindungsbeziehungen die Beziehungsgestaltung bis in das Erwachsenenalter beeinflussen, sodass eigenständige Forschungsleistungen basierend auf der Bindungstheorie für die ambulanten, teilstationären und stationären psychosozialen Hilfen – einschließlich Früher Hilfen und bis hin zu Hilfen bei Delinquenz – erforderlich sind.

Unabhängig von dem Wissen um das Bindungsverhalten der zu betreuenden Kinder sind Fachpersonen gut beraten, sich mit ihren eigenen Bindungsrepräsentationen selbstreflexiv auseinanderzusetzen, da diese die eigenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster beeinflussen. Diese Aspekte müssen in einer professionellen Beziehungsgestaltung seitens der Fachperson unbedingt berücksichtigt werden, um hilfreiche Beziehungsarrangements zu gestalten, die

junge Menschen auch emotional wahrnehmen können (Ackerman & Hilsenroth, 2003; Schröder, 2013).

Von Pestalozzis (1799) Beziehungsgestaltung nach dem Familienprinzip bis hin zu Gahleitners Postulierung der Sozialen Arbeit als Beziehungsfprofession (2017) ist die Beziehungsarbeit zwischen den Professionellen und den ihnen anvertrauten jungen Menschen in den psychosozialen Hilfen als Themenkomplex evident. Diese Relevanz wird zudem durch die Hospitalismusforschung rund um Aichhorn (1925) und Spitz (1946) sowie mit der Einführung des „Therapeutischen Milieus“ bei Bettelheim (1950) und Redl (1971) empirisch belegt sowie bei Fonagy (2011) mit der Mentalisierung konzeptualisiert (siehe ausführlich Tab. 1).

Tabelle 1: Überblick über historische interdisziplinäre Wurzeln

Geisteswissenschaftliche Pädagogik	Psychologie, Entwicklungspsychologie, Psychopathologie
Pestalozzi (1799) Beziehungsgestaltung nach dem Familienprinzip	Aichhorn (1925) Therapeutische Beziehung
Herbart (1802) Pädagogischer Takt	Spitz (1946) Hospitalismusforschung
Dilthey (1910) Pädagogisches Verhältnis als Grundelement	Bowlby (1969) & Ainsworth & Wittig (1969) Bindungsforschung & Bindungstheorie
Buber (1923) Dialogisches Prinzip	Bettelheim (1970) & Redl (1971) Therapeutische Milieus
Nohl (1924) Pädagogischer Bezug	Main (1986) Desorganisierte Bindungsrepräsentation
Winkler (1988) Ortshandeln und Subjektorientierung	Rogers (1994) Klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie
Thiersch (1990) Lebensweltorientierung	Stern (1992) & Bretherton (2001) Generalisierte Interaktionsrepräsentationen
Colla (1999) Personale Dimension	Minnis (2002) Bindungsstörungen
Giesecke (1999) Pädagogische Beziehung	Grossmann & Grossmann (2004) Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit
Böhnisch & Schröder (2007) Lebensbewältigung	Sroufe, Egeland, Carlson & Collins (2005) Minnesota Längsschnittstudie
Cloos (2009) Interaktions- und Beziehungsstruktur	Ahnert (2006) Kita und Bindung
Dörr & Müller (2012) Nähe und Distanz	Fonagy (2011) Bindung und Mentalisierung
Gahleitner (2017) Soziale Arbeit als Beziehungsfprofession	

Aus diesen und anderen vielfältigen interdisziplinären und interprofessionellen Traditionen heraus wurde hauptsächlich durch die Forschungsarbeiten von Bowlby (1969) und Ainsworth et al. (1978) die Bindungstheorie entwickelt. Hier werden einerseits in der historischen Entstehung der Bindungstheorie und andererseits in der großen Bandbreite der Praxisanwendung und Forschungsleistung

der interdisziplinäre und interprofessionelle Ansatz deutlich, welche sich unter einem gemeinsamen Dach der Human- und Sozialwissenschaften vereinen lassen. Auch die neuesten Forschungsbefunde aus der Neurobiologie, Hirnforschung und Epigenetik stützen die Relevanz der zwischenmenschlichen Beziehungsgestaltung (Bauer, 2008; Fuchs, 2010; Roth & Strüber, 2014).

Trotz dieser relevanten Erkenntnisse und vielfältigen Bandbreite fehlt es an großflächigen und vertiefenden empirischen Studien zu Bindungsmustern in den psychosozialen Hilfen, obwohl gerade die Bindungstheorie insbesondere viele Erkenntniswerte im fruchtbaren Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis entsprechend des translationalen Ansatzes erwarten lassen würde. Denn Forschung und Praxis sind wechselseitig aufeinander angewiesen. Forschung soll Verstehens- und Handlungsmodelle für die Praxis entwickeln und überprüfen. Stoßen die entwickelten Modelle auf Grenzen in der Anwendbarkeit, müssen diese als neue Fragestellungen zurück in die Forschung kommuniziert werden (Schröder & Gahleitner, 2012). Die Bindungstheorie und Bindungsforschung können somit zu einem hilfreichen Reflexions- und (Selbst-)Verstehensmodell zur Betreuung (junger) Menschen und der Fachpersonen selbst beitragen.

Bock et al. (2012) resümieren hierzu pointiert, dass „ein aktuelles Thema im sozialwissenschaftlichen Diskurs aufgegriffen [wird], das zwar auf eine lange und empirisch-facettenreiche Forschungstradition verweisen kann, gleichwohl [...] aber keineswegs empirisch ausreichend beleuchtet und sicher auch weiter theoretisierungsbedürftig ist“ (Bock et al., 2012, S. 1). Dementsprechend bedarf es weiterer praktischer, theoretischer und empirischer Arbeiten, die sich explizit aus einer interdisziplinären und interprofessionellen Perspektive mit Bindung auseinandersetzen, denn neben der historischen interdisziplinären Entwicklung der Bindungstheorie erfordert „die globalisierte Wissensgesellschaft von morgen [...] in zunehmendem Maße Forschungsbemühungen interdisziplinären Fortschritts. Denn es wird immer deutlicher, dass sich der Fortschritt in der Wissenschaft an den Grenzen beziehungsweise an den Schnittstellen zwischen den Disziplinen vollzieht“ (DFG, zit. n. Klein & Rietschel, 2007, S. 15). Hierfür sind die Bindungsforschung und die konzeptionelle Nutzung der Bindungstheorie geradezu prädestiniert.

2. Grundlage Bindungstheorie

Als John Bowlby die Bindungstheorie postulierte, hatte er sich bereits seit vielen Jahren als Kinderpsychiater und Psychoanalytiker mit der frühen Eltern-Kind-Beziehung und hier besonders mit den Trennungssituationen zwischen kleinen Kindern und ihren Bezugspersonen auseinandergesetzt (Bowlby & Robertson, 1953).

Trotz vieler Kritik, dass die Bindungstheorie zu reduktionistisch und zu behavioristisch sei sowie Frauen in ihren klassischen wie klischeehaften Rollenkonstruktionen bestätige (vgl. Duschinsky et al., 2015), hat sie unser Denken und Handeln maßgeblich beeinflusst. Ganz im Gegenteil, die Relevanz der frühen Bezugsperson-Kind-Beziehung spiegelt sich in vielen Lebensbereichen wider, wie z. B. in den Eingewöhnungszeiten der Kinder in die Kindertagesstätte, aber auch in der Inanspruchnahme von Elternzeiten.

Die Grundlage für die Bindungsforschung und die Bindungstheorie wurde rund um die Untersuchungen von 44 jugendlichen Dieben in der Schrift „Forty-four juvenile thieves: Their characters and home life“ durch Bowlby (1946) in den 1940er und 1950er Jahren gelegt (Grossmann & Grossmann, 2014). In seinen drei großen Schriften arbeitete er die Bindungstheorie heraus und postulierte dabei u. a., dass Bindungsbedürfnisse phylogenetisch angelegte Grundbedürfnisse sind, dass das Bindungssystem insbesondere in Situationen von Angst und Verunsicherung aktiviert wird und dass Bindungspersonen externe Regulationshilfen bei Stress, Verunsicherung und Angst sind, die helfen können, um eine Exploration der Umwelt wieder zu ermöglichen (Bowlby, 1969, 1973, 1980). Dieses Verhaltenssystem ist damit maßgeblich für die Sicherung des Überlebens des Säuglings verantwortlich und es strukturiert aktiv die Bindung zwischen Säugling und Bezugsperson. Ist das Bindungssystem versorgt, wird zur Erkundung der Welt für Lernerfahrungen das Explorationssystem aktiviert. Dies umfasst alle Verhaltensweisen, die dabei helfen, die Umgebung zu erkunden (mit Krabbeln, Anfassen, In-den-Mund-Stecken etc.), und damit die Basis für das Lernen darstellen.

In dieser Periode wurde auch die Definition zur Bindung durch Bowlby gesetzt: „Bindung ist das gefühlsgetragene Band, das eine Person zu einer anderen spezifischen Person anknüpft und das sie über Raum und Zeit miteinander verbindet“ (Bowlby, 1969). In dieser Definition ist bereits angelegt, dass es sich um eine Verbindung zwischen mindestens zwei Interaktionspartner:innen handelt, weshalb es hier zu differenzieren gilt zwischen der Bindung (attachment), die die emotionale Bindung des Kindes an seine Bezugsperson bezeichnet, und der Bindung (bonding), die die emotionale Bindung der Bezugsperson an das Kind kennzeichnet. Es konnte gezeigt werden, dass im Verhalten der Bezugsperson neben der intuitiven Elternkompetenz Elemente wie Feinfühligkeit und Mentalisierungsfähigkeit die ausschlaggebenden Faktoren zur Etablierung einer sicheren Bindung und damit für positive Grundannahmen zu sich selbst und anderen sind (vgl. Ziegenhain & Gloger-Tippelt, 2013). Dabei handelt es sich bei der intuitiven Elternkompetenz (Papoušek, 2001) eher um Formen des Ausdrucks beim Hinwenden zum Kind: Absenken der Stimme zur Beruhigung, rhythmischer Schaukeln, melodischer Singsang, an das Kind angepasste Mimik und Gestik etc. Bei der Feinfühligkeit geht es um das Wahrnehmen und richtige Interpretieren von Signalen des Kindes sowie eine angemessene und prompte Reaktion der Bezugsperson (Ainsworth, 1964). Die Mentalisierungsfähigkeit wird als Fähigkeit

beschrieben, sich das von außen beobachtbare Handeln anderer Menschen als etwas vorstellen zu können, das auf inneren Zuständen (Gefühle, Absichten, Gedanken) dieser beruht (Fonagy et al., 2018). Alle drei Konzepte sind es wert, sich tiefergehend mit ihnen zu beschäftigen, um die Etablierung der sicheren Basis (Bowlby, 1988) zu verstehen und zu fördern.

Es ist hervorzuheben, dass es sich sowohl beim „attachment“ wie beim „bonding“ um evolutionsbiologische Anlagen handelt, welche sich im besten Fall als Passung zueinander und im schlechtesten Fall gar nicht entwickeln und auch nicht aufeinander kohärent bezogen sind. Diese hochindividualisierte und spezifische Bindungsentwicklung beginnt im Säuglingsalter und der frühen Kindheit in vier aufeinanderfolgenden Phasen:

- Vorbindungsphase (1.–2. Monat): Phase der unspezifischen sozialen Reaktionen
- Phase des Bindungsbeginns (3.–6. Monat): Phase der unterschiedlichen sozialen Reaktionsbereitschaft
- Phase der eindeutigen Bindung (6.–30. Monat): Phase des aktiven und initiierten zielkorrigierten Bindungsverhaltens
- Phase der zielkorrigierten Partnerschaft (24.–70. Monat): Phase der Entwicklung reziproker Beziehung (Grossmann & Grossmann, 2014)

Ab der Phase der zielkorrigierten Partnerschaft entsteht ein wechselseitiges Verständnis bezüglich der je anderen Bedürfnisse zwischen dem Kind und seiner Bezugsperson. Die Bedeutung der Repräsentationen von Bindung nimmt zu. Das heißt, das Kind kann in Stress-Situationen auf „innere Bilder“ vom Versorgtwerden zugreifen und es kann zunehmend über verbal ausgedrückte empathische Zuwendung und weniger über körperlich sensitive Handlungen, wie Auf-den-Schoß-Setzen und Streicheln, beruhigt werden. Bis zum fünften/sechsten Lebensjahr hat sich diese Fähigkeit so weit verfestigt, dass das Kind sich überwiegend mit inneren Repräsentationen regulieren kann. In diesen Entwicklungsschritten bildet das Kind zu den unterschiedlichen Bezugspersonen zum Teil auch unterschiedliche Bindungsqualitäten sowie eine Hierarchie aus, sodass es zur Beruhigung des Bindungssystems zunächst immer versucht seine hauptsächliche Bezugsperson zu erreichen und bei Scheitern bzw. bei Abwesenheit weitere Bezugspersonen adressiert.

3. Entwicklung und Einteilung von Bindungsmustern

(Primäre) Bezugspersonen, die responsiv und feinfühlig auf die Bedürfnisse ihres Kindes eingehen (Ainsworth, 1977), leisten die notwendige physische und psychische Zuwendung, die wiederum einen wesentlichen Einfluss auf die

Bindungsqualität (Brisch, 2009) sowie die Mentalisierungs- und Reflexionsfähigkeit des Kindes hat (Fonagy et al., 1991). Dabei kann das Kind als aktives Subjekt das Interaktionsgeschehen durch sein Bindungsverhalten mitgestalten. Durch Rufen, Weinen, Lächeln, Festklammern oder anderes Bindungsverhalten kann das Kind in subjektiv bewerteten Bedrohungssituationen die primäre Bezugsperson in ihrem Fürsorgeverhalten auffordern und aktivieren, um eine externe Regulationshilfe zu erhalten. Wenn die adressierte primäre Bezugsperson das Signal des Kindes richtig interpretiert, prompt und feinfühlig auf die Bedürfnisse des Kindes reagiert, nimmt das Kind die primäre Bezugsperson als emotional verfügbar wahr.

Darüber hinaus entwickelt es eine Vorstellung, dass es proaktiv mit seinen Fähigkeiten auf seine Umwelt Einfluss nehmen kann und dass es lebens- und liebenswert ist, da es in seinen Nöten wahrgenommen und versorgt wird. Dies kann insgesamt zu einem positiven Selbstwertgefühl beitragen (Gloger-Tippelt & König, 2009). Durch die externe Regulationshilfe wird das Kind entlastet, fühlt sich sicher und kann seine Umwelt wieder erkunden und lernen, was als Exploration bezeichnet wird.

Im Laufe der weiteren kindlichen Entwicklung macht das Kind mit seinen primären und anderen Bezugspersonen in unterschiedlichen Lebenswelten die vielfältigsten Bindungserfahrungen. In der frühen Kindheit bedarf es einer sehr intensiven räumlichen und körperlichen Nähe sowie einer Regulation des Kindes von außen durch die primäre Bezugsperson. Im Laufe der Entwicklung des Kindes nimmt diese körperliche Nähe durch die primäre Bezugsperson zur psychobiologischen Regulation zugunsten der Etablierung von internen Repräsentationen der Bindungserfahrungen mit der primären Bezugsperson ab. Auf der Grundlage dieser gesammelten generalisierten Interaktionsrepräsentationen (Stern, 1977) – kurz auch RIGs (Representive Interactions that have been Generalized) genannt – bilden sich unterschiedliche internale Arbeitsmodelle (inner working models) (Bowlby, 1969) heraus. Diese verfestigen sich dann in Bindungsrepräsentationen, die auch die zukünftige Beziehungsgestaltung mit anderen Menschen, die Persönlichkeitsentwicklung und den Umgang mit Belastungen in der weiteren Lebensspanne maßgeblich mit beeinflussen. In diesen mentalen Repräsentationen sind sowohl kognitive als auch emotionale Aspekte bezüglich früherer Bindungserfahrungen abgelegt, auf deren Grundlage das Verhalten nahestehender Bezugspersonen interpretiert, prognostiziert und perspektivisch auf andere Menschen übertragen wird (Antizipations-, Empathie- und Mentalisierungsfähigkeit). Auf dieser Basis werden unbewusst Hypothesen gebildet, wie sich andere Menschen der Person gegenüber verhalten werden, was das eigene Verhalten maßgeblich beeinflusst (Gloger-Tippelt & König, 2009).

Je nachdem, welche Bindungserfahrungen die Kinder gemacht haben, bilden sich unterschiedliche Bindungsrepräsentationen aus. Im Laufe der Bindungsforschung haben sich die drei großen Cluster der organisierten und desorganisierten

Bindungsstile sowie der Bindungsstörung herausgebildet. Während die organisierten Bindungsstile, und im Besonderen der sichere Bindungstyp, als Ressource zu kennzeichnen sind, so ist die Bindungsstörung am gegenüberliegenden Pol des Kontinuums als ein Risikofaktor zu markieren.

Der desorganisierte Bindungsstil befindet sich zwischen diesen beiden Polen. Die organisierten Bindungsverhaltensweisen in der frühen Kindheit und die sich später entwickelnden Bindungsrepräsentationen stellen eine gute Ressource für die Entwicklung einer körperlichen und psychischen Widerstandskraft (Resilienz) dar (Dozier et al., 2014). Sie schaffen eine Voraussetzung für eine gesunde sozial-emotionale und körperliche Entwicklung im Kindes- und Erwachsenenalter (Spangler, 2011). Die organisierten Bindungsstile werden in dem Entwicklungsalter der Kindheit differenziert in sichere, unsicher-vermeidende und unsicher-ambivalente Bindungsverhaltensweisen und später Bindungsrepräsentation. Alle drei Bindungsstile stellen adäquate Entwicklungsvarianten dar, unterscheiden sich aber in der jeweiligen Ausprägung der Anpassungs- und Regulationsstrategien bei stressauslösenden Situationen (Ziegenhain, 2009).

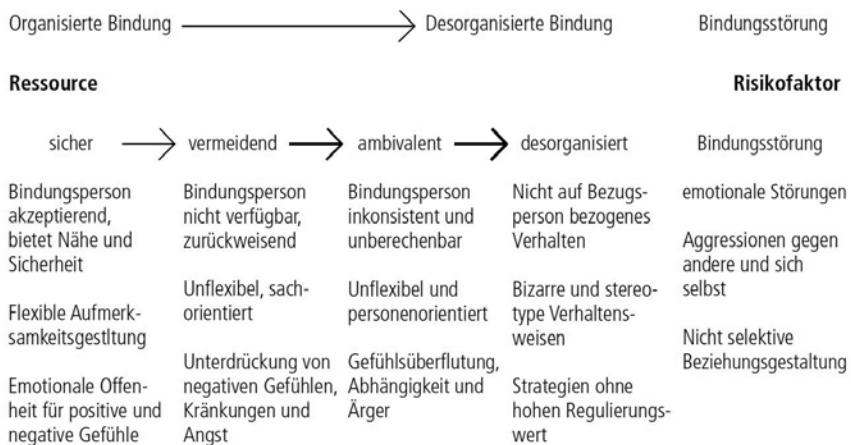


Abbildung 1: Darstellung und Beschreibung der Bindung auf einem Kontinuum (Schröder, 2020)

In Abhängigkeit von der zu betrachtenden Studie und unter Berücksichtigung der Höhe des auftretenden sozialen Risikos schwankt der Anteil der sicher gebundenen Kinder zwischen 50 und 60 Prozent, der unsicher-vermeidenden Kinder zwischen 20 und 30 Prozent und bei den unsicher-ambivalenten Kinder zwischen 15 und 25 Prozent in der Allgemeinbevölkerung (Grossmann & Grossmann, 2014).

Bei einem desorganisierten Bindungsstil kommt es zu einem temporären Zusammenbruch der kindlichen Bewältigungs- bzw. Anpassungsstrategie. Der desorganisierte Bindungsstil wird entwicklungspsychopathologisch als Prädiktor

für psychische Störungen erachtet (Ziegenhain & Fegert, 2012). Zwischen 15 und 25 Prozent der Kinder in der Allgemeinbevölkerung zeigen einen desorganisierten Bindungsstil (Grossmann & Grossmann, 2014).

Großflächig angelegte Studien zur Verteilung der Bindungsrepräsentationen in den psychosozialen Hilfen fehlen bislang. In einer internationalen Metaanalyse von Kindern aus Risikogruppen wurde eine fast reziproke Verteilung festgestellt (van IJzendoorn et al., 1999). Hier waren im Durchschnitt 25 Prozent der Kinder sicher, 27 Prozent unsicher-vermeidend, zehn Prozent unsicher-ambivalent und 38 Prozent desorganisiert gebunden. In einer weiteren Metaanalyse war der Anteil von Kindern mit einer desorganisierten Bindungsrepräsentation in Risikogruppen auch höher als in der Allgemeinbevölkerung (Gloger-Tippelt & Kappler, 2016). Eine andere internationale Metaanalyse stellte fest, dass Kinder mit Missbrauchs- und Vernachlässigungserfahrungen weniger sicher gebunden und mehr unsicher gebunden sind als Kinder ohne diese Erfahrungen (Cyr et al., 2010).

Des Weiteren ist auf dem Kontinuum zur Klassifizierung von Bindungsbeziehungen die Bindungsstörung zu verorten. Gegenüber den organisierten und desorganisierten Bindungsrepräsentationen fehlt bei der Bindungsstörung, welche als klinische Diagnose in den internationalen Manualen ICD-11 und DSM-5 vertreten ist, ein persönlich bezogenes Bindungsverhalten. Dies kann tiefgreifende Beeinträchtigungen der sozialen Entwicklung nach sich ziehen. Die reaktive Bindungsstörung, die vor allem durch übermäßig zurückgezogenes und vermeidendes Verhalten zu beschreiben ist, und die Bindungs- bzw. Beziehungsstörung mit Enthemmung, die sich durch emotional flaches und undifferenziertes distanzloses Interaktionsverhalten bei vertrauten und fremden Menschen gleichermaßen zeigt.

Die Prävalenz der Bindungsstörung wird auf etwa ein Prozent in der Allgemeinbevölkerung geschätzt und geht in den meisten Fällen mit einer ungünstigen Prognose für die weitere Entwicklung einher (O'Connor & Zeanah, 2003; Peters, 1995). Aber auch in diesem Bereich fehlt es noch an ausreichender empirischer Evidenz. Hilfreich zur weiteren differenzierten Darstellung der Bindungsstörungen für die psychosozialen Hilfen sind die Längsschnittstudien zur Adoption der rumänischen Waisenhauskinder nach England und Kanada (Marcovitch et al., 1997; O'Connor et al., 2000). Auf der Grundlage bisheriger internationaler epidemiologischer Untersuchungen reichen die Prävalenzraten für eine Bindungsstörung in der Allgemeinbevölkerung von 0,9 Prozent (Skovgaard, 2010) bis hin zu 1,4 Prozent (Minnis et al., 2013), bei Kindern aus einer klinischen Inanspruchnahmepopulation liegt der Anteil bei ca. 30 Prozent (Boris et al., 1998) und bei platzierten Kindern zwischen 22 Prozent (Jozefiak et al., 2016) und ca. 40 Prozent (Zeanah et al., 2004).